

Fräulein Sophie.

Der Roman einer alten Jungfer von Andre Theuret.

1.

Ich war 14 Jahre alt geworden. Die Kinder spiele hatten ihren Reiz für mich verloren, ja selbst die Geschichtenbücher, die ich früher gelesen, erschienen mir jetzt fade und langweilig.

Fräulein Sophie — so hieß sie — war 70 Jahre alt, aber trotz ihres Alters noch stark auf den Beinen.

Aus dem Zimmer des Fräulein Sophie führte eine Treppe aus dem Boden, der den ganzen ersten Stock einnahm und auf dem sie das Dach und einige überzählige Wirtschaftsgegenstände aufbewahrte.

In dem finsternen Winkel des Bodens stand ein hoher Schrank aus Robuagaholz, dessen Schlüssel ein matted Licht in dem herrschenden Dunkel verbreitete.

Zu 14 Jahren war mein Geistesglauben allerdings geschwunden, aber die Reue über mich geblieben.

An einem Morgen ging ich mit Fräulein Sophie in ihren Garten spazieren. Nicht ohne Stolz zeigte sie mir ihre Tulpen und Nelken, da bemerkte ich ein kleines Blumenbeet und trat näher, um es mir anzusehen.

„Da sind Aurikeln,“ sagte Fräulein Sophie und blieb bewegt stehen. „Ach Aurikeln!“ rief ich zitternd und sagte, selbst von der Lebhaftigkeit meines Ausdrucks erschreckt, hinzu: „Primula auriculara.“

„Du hast mir die „Perfischen Briefe“ genannt!“

„Ich wurde blutroth und versuchte zu rufen.“

„Ja, Fräulein?“

„Ja, Du leugnest nicht.“

„Ich schlug die Augen zu Boden und mummelte.“

„Ja, Fräulein!“

„Aber diese Worte sprach ich so leise, daß nur die Blumen sie hören konnten.“

„Halt Du die Papiere gelesen, die darin liegen?“

„Nur einen Brief, Fräulein!“

„Und hast Du Dir auch das Portrait angesehen?“

„Ja!“

„Du hast einen großen Vertrauensbruch und außerdem noch einen schweren Diebstahl begangen!“

„Vergebung, Fräulein Sophie!“ rief ich und warf mich ihr zu Füßen.

„Warum hast Du das Buch genommen?“

„Die Geschichte des jungen Mannes interessirte mich, und ich hoffte, aus dem Buche noch mehr zu erfahren.“

„Fräulein Sophie blieb einen tiefen Seufzer aus und ein wehmüthiges Lächeln überzog ihre Züge, dann mummelte sie.“

„Ach armer Joseph, nicht wahr, er war schön?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

Verbindung widersteht und mir die Thür seines Hauses verschließt, so ziehe ich es vor, Deine Vaterstadt zu verlassen. Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich schon fern. Werde ich Dich je im Leben wiedersehen, meine Geliebte? Eine Antwort sagt mir „nein.“ Ich habe nur noch einen Wunsch, den Wunsch zu sterben. Aber bis zu meinem Tode wird die Erinnerung an die schönen Tage, die ich in Deinem Hause zugebracht, in mir fortleben. Bewahre das Buch, das wir zusammen gelesen, ebenso die Blumen, die Du für mich gepflückt und auf die ich meinen letzten Kuß drückte. Lebe wohl, meine Theure, mit Deinem Namen auf den Lippen werde ich sterben.

Ein getreuer, unglücklicher Freund. 9. Juni 1793. Joseph Oatod.

In demselben Augenblick, als ich die Letztzeile dieses rührenden Briefes beendigte, hörte ich auf der Treppe ein Geräusch. Ich hatte nur noch Zeit, das blaue Bündchen um die Papiere zu schlingen, das Küßchen und den Schrank zuzumachen und das kleine Bündchen in die Tasche zu stecken, dann rannte ich, so schnell meine Beine mich tragen konnten, nach Hause.

Dort zog ich das Buch aus der Tasche und fing an, darin zu blättern. Es enthielt den ersten Band der „Perfischen Briefe“ von Montesquieu, gedruckt in Amsterdam 1740 bei Jacques Desbordes.“ Auf dem Titelbilde stand in deutlicher Schrift: Ex libris Joannis Josephi Gniold Bisuntini 1790, darunter lag ein von der Zeit verrottetes Bündchen, vermuthlich dasselbe, von dem in dem Briefe die Rede war. Als ich die Blume näher betrachtete, bemerkte ich, daß an derselben ein Zettelfaß klebte, auf dem in kleiner Schrift „primula auriculara“ stand.

Müger dem Namen dieser Blume entdeckte ich aber nichts weiter in dem Buche. An den Schrank konnte ich auch nicht mehr kommen, denn Fräulein Sophie hatte zweifellos das Verschlößchen der „Perfischen Briefe“ bemerkt und war nicht zurückgeblieben. Da ich auch kein reines Gewissen hatte, so ging ich ihr möglichst aus dem Wege, denn ich fürchte, die alte Jungfer könne mein Spiel durchschauen und den von mir begangenen Vertrauensbruch bemerken.

3.

An einem Morgen ging ich mit Fräulein Sophie in ihren Garten spazieren. Nicht ohne Stolz zeigte sie mir ihre Tulpen und Nelken, da bemerkte ich ein kleines Blumenbeet und trat näher, um es mir anzusehen.

„Da sind Aurikeln,“ sagte Fräulein Sophie und blieb bewegt stehen.

„Ach Aurikeln!“ rief ich zitternd und sagte, selbst von der Lebhaftigkeit meines Ausdrucks erschreckt, hinzu: „Primula auriculara.“

„Du hast mir die „Perfischen Briefe“ genannt!“

„Ich wurde blutroth und versuchte zu rufen.“

„Ja, Fräulein?“

„Ja, Du leugnest nicht.“

„Ich schlug die Augen zu Boden und mummelte.“

„Ja, Fräulein!“

„Aber diese Worte sprach ich so leise, daß nur die Blumen sie hören konnten.“

„Halt Du die Papiere gelesen, die darin liegen?“

„Nur einen Brief, Fräulein!“

„Und hast Du Dir auch das Portrait angesehen?“

„Ja!“

„Du hast einen großen Vertrauensbruch und außerdem noch einen schweren Diebstahl begangen!“

„Vergebung, Fräulein Sophie!“ rief ich und warf mich ihr zu Füßen.

„Warum hast Du das Buch genommen?“

„Die Geschichte des jungen Mannes interessirte mich, und ich hoffte, aus dem Buche noch mehr zu erfahren.“

„Fräulein Sophie blieb einen tiefen Seufzer aus und ein wehmüthiges Lächeln überzog ihre Züge, dann mummelte sie.“

„Ach armer Joseph, nicht wahr, er war schön?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

Ich winkte statt jeder Antwort mit dem Kopfe und Fräulein Sophie begam: Mein Vater hat die Kinder: einen Sohn, meine Schwester Lenette, die in der Apotheke Besorgung gelehrt hat, eine andere Schwester, die sich nach Anglocourt verheiratet, und mich; ich war der jüngste. Man hatte mich in das Kloster der Augustinerinnen gebracht, und ich sollte Nonne werden. Als die Kister in der Revolution geschlossen und die Nonnen ihres Gelübdes entbunden wurden, kam ich wieder nach Hause, was meine Familie durchaus nicht erzeute. Während meines Noviziats war meine Schwester Lenette mit einem jungen Mann aus Besangon verlobt worden. Es war zwischen den beiden Familien abgemacht, er sollte während des Brautstandes bei uns wohnen und später das Rotaristamt übernehmen. Joseph Oatod kam im Jahre 1791 zu uns und bezog das Zimmer im ersten Stock. Aber es trat ein unvorhergesehener Umstand ein, der alle Pläne über den Haufen warf. Joseph, der meine Schwester Lenette persönlich nicht kannte, schloß feinerlei Reue für sie. Dagegen entwickelte sich schon in den ersten Tagen zwischen ihm und mir eine geheime Sympathie. Lenette war stets nüchtern und profanisch gewesen, ich dagegen war ideal und sogar ein bißchen überschwänglich veranlagt. Joseph und ich, wir lasen viel zusammen, botanisirten und eines Tages gestand er mir seine Liebe, die ich erwiderte.

Es war an einem Morgen, die Aurikeln blühten, und zum Andenken an diese Stunde pflückte er mir eine Blume, die ich bis auf den heutigen Tag aufbewahrt habe. Obwohl wir das Geheimniß unserer Vereinigung bis zu meinem einundzwanzigsten Jahre zu wahren beschloßen, so merkte meine Schwester Lenette doch bald, wie es um uns stand. In ihrer Eitelkeit verlegt, erzählte sie Alles meinem Vater, und als Joseph um meine Hand anhielt, wurde er mit harten Worten vor die Thüre gesetzt. Ich mochte noch so viel weinen und flehen, nichts rührte meinen Vater, und Joseph mußte mit blutendem Herzen unser Haus verlassen. Er hatte geschworen, die Trennung von mir nicht lange zu überleben, er hat Wort gehalten. Er war glühender Royalist und stand in Verbindung mit dem Grafen von Artois.

Im Oktober 1793 wurde er, gerade als er die Schweizer Grenze passieren wollte, verhaftet, nach Paris zurückgebracht und vor das Revolutions-Tribunal geschleppt. In einer Zeitung, die man abhänglich in meinem Zimmer liegen ließ, las ich seinen Tod.

Fräulein Sophie hatte das Küßchen wieder geöffnet, löste das blaue Bündchen von dem Beispfädchen und reichte mir zwei Papiere. Das erste war der Stiefbrief des Wohlhabensausstufes, vom 10. Brumaire des Jahres 3 datirt; das zweite war ein Zeitungsausschnitt vom 20. Brumaire, der die Ueße der am vorigen Tage hingerichteten Verjoney enthielt; neben dem Namen der Verjoney Roland las ich den des Joseph Oatod.

„Das ist Alles, was mir von ihm übrig geblieben,“ sagte die alte Jungfer und trachtete sich die Augen. „Seit jenem Tage lebe ich nur noch meinen Erinnerungen. Später wollte man auch mich verheirathen, aber ich schmor, Joseph treu zu bleiben und habe Wort gehalten.“

„Ich liebe Sie, Fräulein Sophie,“ rief ich begeistert und fiel ihr um den Hals.

„Du bist ein gutes Kind,“ sagte sie, „komm' hier zu mir, wir werden von ihm plaudern.“

Zwei Jahre später — ich kam gerade von einem Pfingstauszuge zurück — wurde ich zu Fräulein Sophie gerufen, die krank geworden war und mich sprechen wollte. Sie hatte sich eine Brustentzündung zugezogen, die in ihrem hohen Alter nur tödtlich verlaufen konnte. Sie lag im Bett und war schon sehr schwach.

„Du kommst gerade zu rechter Zeit,“ rief er, „als wir allein waren, ich habe nicht mehr lange zu leben; ich fühle, es geht zu Ende. Höre mich an: Meine Verwandten werden nach meinem Tode meine Sachen durchwühlen, aber ich will nicht, daß meine Reliquien meiner Schwester Lenette in die Hände fallen sollen.“

Sie hielt inne, um Athem zu schöpfen, doch dann das Küßchen unter der Decke hervor und sagte:

„Ich vermache es Dir, behalte es als Andenken. Öffne es von Zeit zu Zeit, denke an Joseph und auch an die alte Sophie, die ihn so sehr geliebt hat und mit seinem Namen auf den Lippen stirbt. Jetzt geh, meine Schwester Lenette wird bald hier sein.“

„Ich verließ sie betrübt und eilte nach Hause.“ — Zwei Tage später war Fräulein Sophie todt.

Viele Jahre sind seitdem verstrichen, aber ich habe das Küßchen getreulich aufbewahrt. Joseph's Portrait steht in einem alten Rahmen auf meinem Schreibtisch; sein Brief ruht mich noch jedesmal, wenn ich ihn lese, und das erwählte Bündchen erzählt mir noch immer von der treuen Liebe der alten Sophie.

„Nur einen Brief, Fräulein!“

„Und hast Du Dir auch das Portrait angesehen?“

„Ja!“

„Du hast einen großen Vertrauensbruch und außerdem noch einen schweren Diebstahl begangen!“

„Vergebung, Fräulein Sophie!“ rief ich und warf mich ihr zu Füßen.

„Warum hast Du das Buch genommen?“

„Die Geschichte des jungen Mannes interessirte mich, und ich hoffte, aus dem Buche noch mehr zu erfahren.“

„Fräulein Sophie blieb einen tiefen Seufzer aus und ein wehmüthiges Lächeln überzog ihre Züge, dann mummelte sie.“

„Ach armer Joseph, nicht wahr, er war schön?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

mitgebracht hatte, und mit dem immer fideles Hausmädchen bewohnt — stand der beschriebene Reiseford schon so fertig gepackt, daß er nur des Verließes bedurfte. Aber, als diese kleine Wähe ihr unendlich schwer wurde, stand Marthe unerschrocken da und starrte, wie geistesabwesend, auf das außer halb des Fensters angebrachte Blumenbrett mit den grünen Topfpflanzen. Sie war ein starkes, freies, blondes Mädchen, dem die Freude an der Arbeit aus dem freundlichen Gesicht leuchtete. Die „Gnädige“ hatte sie damals in Breslau, gleich nach ihrem Abgang von der Schule, als Kindermädchen gemietet, und da sie sich nach jeder Richtung zuverlässig und brauchbar erwies, vor zwei Jahren bei der Verheirathung des Herrn Hauptmanns zum großen Generalstab mit nach der Hauptstadt genommen. Die beiden Kinder der Herrschaft, zwei zarte, dunkle, kleine Geschöpfe, gingen mit zärtlicher Liebe an ihr. — Und jetzt sollte sie fort! — Sie hatte sich hier so wohl gefühlt, so unglücklich wohl nach all dem Darben und Entbehren ihrer freudlosen Jugend, nach der kümmerlichen Existenz im Elternhause — wo ihr Vater, von seiner Hände Fleiß — er war Arbeiter in einer Handspinnfabrik — acht Kinder zu ernähren hatte.

Jetzt sollte sie nach Hause zurück; — aus den hellen, lustigen Räumen der ersten Etage, aus ihrer freundlichen Kammer — nach der ärmlichen Dachwohnung in einer der entlegenen Gassen der Vorstadt — mit ihrer Wirthin. Ihr Vater war gestorben — ein Dürstschlag hatte all dem Sinnen und Erbellen, wie der geringe Verdienst bei den hohen Preisen besser langen könne, ein Ende gemacht — die Mutter — seit einiger Zeit von einem schweren körperlichen Leiden geplagt — verlangt bringend ihr Rückkehr — denn die gestandenen Ersparnisse der Tochter genügen der zahlreichen Kinderschar nicht — sie brauchten die ganze volle Arbeitskraft der erwachsenen Schwester.

Mit zitternden Händen zählt sie die geringe Baarhaftigkeit — 30 Mark. — Ein volles Vierteljahrlohn hat ihr die gütige Herrschaft, statt der nur zur Verrechnung kommenden sechs Wochen — noch gezahlt. Endlich schließt sie den Korb: — die Uhr schlägt „neun“ — in dreierlei Stunden muß sie auf dem Bahnhof sein. — Nun kommt noch das Schwere, der Abschied von Jse und Hans; ihren süßen Flügeln — die in den schneigen Bettchen, mit den blauen Federn, spinnwebigen Steppdecken, bis an die Kissen zugedeckt, rein zum Ansehen sind, wie die alte Köchin jagt — die sie noch einzufinden hat, um Marthe bestmöglich zu sein, den Korb zur Droste zu tragen. — „Schreibe nur einmal und laß Dir's gut gehen“ — sagt sie wohlwollend und drückt der Schreitenden noch ein Paket mit Epsoaren für „unterwegs“ in die Hand.

Die lange, ermüdende Fahrt vierter Klasse will nicht enden — eine befeidige Luft benimmt ihr fast die Sinne.

Schwer lehnt der blonde Kopf gegen die harten Lehnen und unaufhaltsam rinnen die Thränen über die Wangen. Endlich umschließt sie ein unruhiger Schlaf! — Im Morgenröthe dämmern die Thränen ihrer Vaterstadt — sie ist am Ziel! Wäre sie nur schon in der Wohnung. Endlos winden sich die in der Frühe noch menschenleeren Straßen — endlich ist die Vorstadt erreicht. Ein hohes, unfreundliches, schmugges Haus trägt die Nummer, welche die Mutter ihr auf der Postkarte angegeben hat. — Sie tritt ein — ein paar zerlumpte, verschlafene Burchen, die in der Souvertain befindlichen Kaffeekanne ihr Frühstück eingenommen hatten, nennen sie fast um und rufen ihr einige frache Bemerkungen zu. Schwäl dringt ihr auf der engen Treppe die Luft entgegen — je höher sie steigt, desto bellmänniger wird ihr um's Herz. — Wer nur in der kalten Luft atmen könnte! Wie viel liegt es ihr auf der Brust und in den Ohren. — Und doch fühlt sie ein heißes Bündchen, ein namenloses Schenken, endlich in den Armen der Mutter zu liegen, sich an ihrem Herzen auszuweinen, die Geschwister, diese kleinen vaterlosen Geschöpfe zu küssen. Enger und enger werden die an sich schon nicht breiten Treppen: nehmen denn die Stufen gar kein Ende? —

Endlich ist sie oben — ihre Schritte klingen laut und hohl von dem breiteren Fußboden nieder. Eine Thür steht zu ihrem Empfang weit offen, sie tritt in die Stube, die, grell von der Morgen-sonne erleuchtet, ihr in all ihrer Armut und Leere entgegenstarrt. Aber was ist das? — In die kleine, magere, gebrechliche Frau, die dort regungslos an dem wackeligen Tisch lehnt, wirklich ihre Mutter? Wie ein Mann schneit es ihr in die Stube gefahren, daß sie die Thür nicht mehr erreichen konnte, um die Tochter zu bewillkommen. Als wäre eine Feuersäge von Leiden über ihre Züge gegangen, so steht die Frau da und blüht wortlos auf Marthe. Auch diese bleibt einen Augenblick sprachlos, dann aber liegt sie mit einem Aufschrei, der nicht aus menschlicher Brust zu kommen scheint, zu Füßen der Mutter, die arme kleine Gestalt unklammernd, und wieder und immer wieder mit dem süßesten Namen nennend. „Bergh, daß ich so lange jagerte,“ schließt sie einmal über das andere, — „jetzt bleibe ich ja bei Euch — nun soll Alles gut werden — ach wie lieb mich ich Euch alle haben — für Euch sorgen und arbeiten!“ — Du, Mütterchen, sollst gesund werden, ich will Dich pflegen, ich würde ja nicht, daß Ihr mich so müßig braucht, sonst wäre ich längst gekommen! — — —

„Halt Du die Papiere gelesen, die darin liegen?“

„Nur einen Brief, Fräulein!“

„Und hast Du Dir auch das Portrait angesehen?“

„Ja!“

„Du hast einen großen Vertrauensbruch und außerdem noch einen schweren Diebstahl begangen!“

„Vergebung, Fräulein Sophie!“ rief ich und warf mich ihr zu Füßen.

„Warum hast Du das Buch genommen?“

„Die Geschichte des jungen Mannes interessirte mich, und ich hoffte, aus dem Buche noch mehr zu erfahren.“

„Fräulein Sophie blieb einen tiefen Seufzer aus und ein wehmüthiges Lächeln überzog ihre Züge, dann mummelte sie.“

„Ach armer Joseph, nicht wahr, er war schön?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

heute Summe — wie lange hat sie so viel nicht bekommen gesehen! Und ein Sparkasten habe ich auch noch, erzählte Marthe, glücklich lächelnd; all mein Lohn und die Weibschachtel der Herrschaft, die Trinkgelber, sind da eingezahlt — es sind beinahe einhunderttausend Mark — die Gnädige meinte, es solle zu meiner Ausstattung! — Nun der erste Kauch vorüber ist, sieht sie sich im Zimmer um. Rings um die Wände in dem kalten, niedrigen Raum stehen sechs Kinderstuhlflecken, deren kleine Aufsätze in friedlichem Schlummer liegen; bleiche, zerbrechliche Geschöpfe, ohne Kraft und Saft, deren harte, ungepflegte Haar die Augen tief beschattet; zahllose Fliegen umschwirren die Lagerstätten. Lautlos tritt sie heran und legt ihre kalte, zitternde Hand auf die heißen Köpfe; tausend gute Vorsätze keimen in ihrem Herzen. Wie will sie die Geschwister pflegen, wie für sie arbeiten! Sie ist jung! Aber hat nicht einmal der Herr Hauptmann gesagt: „Junglein ist reich sein,“ und man muß die Jugend genießen, sie ist gar zu kurz, und alle haben die Jugend geprießen und sie, die Marthe, häßlich gefunden und ihrer von Kraft und Leben strotzenden Gestalt wohlgefällig und begehrtlich nachgesehen.

Auch der kleine Spiegel in ihrem Mädchenzimmer und der Bürche von Herrn haben's ihr oft gesagt, daß sie häßlich ist. Und nun? Die Mutter hat sich wieder auf das ärmliche Lager ausgelegt. Resignirt setzte sie sich auf den harten Stuhl, der daneben steht. Sie sieht sich um — nach etwas Epsoaren, etwas Trankbarm, die lange Rauchspritze und die Aufregung haben ihr Hunger und Durst gemacht. Ob sie hinunter in die schmuggige Kaffeeküche gehen sollte, aus der die Burchen kamen? Aber die Mutter und Geschwister wollten doch auch frühstücken! O, wie das Gemüth ansetzt, nachdem sie vier Jahre gewissermaßen in Wohlstand und Ueberfluth gelebt hat! Warum mußte sie aus ihrer schönen Stelle fort? Mit welcher Sorgfalt hat sie täglich Jse und Hanschen gehandelt und sie in die frischesten, nichtigen Kleidchen, Lust und Scherz mit ihnen treibend gefüllt. In was soll sie diese schmuggigen Kinder waschen? In was sie kleiden? Sie hatte einen wahren Akhen vor den elken Lampen, die an verchiedenen Stellen auf der Erde aufgestellt waren und in denen so schöne Bilder waren. Das fällt ihr auf einmal ein, und jetzt glaubt sie den weisen Ausspruch zu verstehen. „Es gibt noch einen anderen Tod, als den, den wir sterben.“ Diesen Ausspruch hat sie einmal in einem der Romane gelesen, die das tolle Hausmädchen immer abomnirte und in denen so schöne Bilder waren. Das fällt ihr auf einmal ein, und jetzt glaubt sie den weisen Ausspruch zu verstehen. „Es gibt noch einen anderen Tod, als den, den wir sterben.“

„Halt Du die Papiere gelesen, die darin liegen?“

„Nur einen Brief, Fräulein!“

„Und hast Du Dir auch das Portrait angesehen?“

„Ja!“

„Du hast einen großen Vertrauensbruch und außerdem noch einen schweren Diebstahl begangen!“

„Vergebung, Fräulein Sophie!“ rief ich und warf mich ihr zu Füßen.

„Warum hast Du das Buch genommen?“

„Die Geschichte des jungen Mannes interessirte mich, und ich hoffte, aus dem Buche noch mehr zu erfahren.“

„Fräulein Sophie blieb einen tiefen Seufzer aus und ein wehmüthiges Lächeln überzog ihre Züge, dann mummelte sie.“

„Ach armer Joseph, nicht wahr, er war schön?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

„Ja,“ rief ich mit tiefster Ueberezeugung, „und wie rührend sein Brief war! Hat er seine Geliebte wieder gesehen?“

„Nein, niemals!“

„Und was ist aus ihr geworden? Haben Sie sie gekannt, Fräulein Sophie?“

hämmern hergestellt werden, die theils durch Menschenhand, theils durch Dampfkraft bewegt wurden. Erst als die Dampfmaschine ständig im Ocean zu durchqueren begannen, brauchte man für sie festere Kurbelwellen und Kolbenstangen, und da trat die Notwendigkeit der Herstellung besonders großer Schmiedestücke geltend hervor. Man erinnerte sich an das Patent von James Watt, prüfte die Erfindung, genauer, fand aber, daß sie für praktische Zwecke nicht gut verwendbar war. Erst im Jahre 1838 gelang es dem Engländer James Nasmyth, eine wirklich brauchbare Konstruktion zu erfinden; der Oberbau wurde von dem französischen Ingenieur Bourdon aufgefunden, und im Jahre 1842 stellten die Gebrüder Schneider in ihren berühmten Werken von Creusot im Departement Saone et Loire den ersten Dampfhammer auf.

Es war noch ein einfach wirkender Dampfhammer, bei dem der Hammerkopf oder „Bär“ durch den Dampf emporgeschoben wurde und dann durch eigene Schwere auf den Amboss niederfiel. Der moderne Gyllop bewährte sich, und nun wurden allenthalben Dampfhammer an der Erde, und die Ingenieure bemühten sich, die schweren Maschinen zu verbessern. Schon im Jahre 1842 nahm Nasmyth ein Patent auf einen doppeltwirkenden Dampfhammer, bei dem der Dampf den Hammerkopf nicht nur emporgeschob, sondern beim Niederfallen mit kräftigerem Antriebe versorgte, wodurch die Schlagkraft bedeutend erhöht wurde. Das Gewicht des Hammerbärs schwankte je nach Bedarf; in der Regel betrug es 5 bis 80 Centner, während die Fallhöhe zwischen 0,5 bis 1 m sich bewegte; aber für besondere Zwecke, zur Herstellung der größten Schmiedestücke, errichtete man riesige Dampfhammer, und auf diesem Gebiete behielten die Werke von Creusot die Führung. Noch heute besitzen sie neben vielen kleineren den größten Dampfhammer der Welt. Die Siemensmaschine, die nebenbei gerade 3 Millionen Franken kostete, wurde im Jahre 1876 erbaut. Ihr „Bär“ wiegt 1000 Centner und hat eine Fallhöhe von 5 m; das Gewicht der Ghabotte, auf welcher der Amboss ruht, beträgt insgesamt 17.200 Centner; der Gylinder, durch welchen der Dampf auf den Hammerkopf wirkt, besitzt einen Durchmesser von 1,40 m, während das Gesamtgewicht aller zum Aufbau des Riesenschmiedes nötigen metallischen Theile sich auf 24.680 Centner beläuft.

Deutschland besitzt den zweitgrößten Dampfhammer der Welt, der in den berühmten Werken von Krupp in Essen schmiedet und ein Bärgewicht von 1000 Centner bei 3 m Fallhöhe besitzt; der britischste Dampfhammer steht in Woolwich und hat ein Bärgewicht von 750 Centner.

Der Dampf erwies sich aber noch nach einer anderen Richtung hin als ein außerordentlich schmeibefähiges. Er schwingt nicht nur Riesenhämmer, die schontausend und zwanzigtausend Schmelze kaum bewegen könnten, sondern vertritt auch mit kleineren Hämmerchen des Eisen so schnell zu bearbeiten, daß der geschickteste Meister mit ihm nicht weitteilen kann; denn man baut auch schnellarbeitende Dampfhammer mit geringem Bärgewicht, welche in einer Minute bis 1500 Schläge ausstellen können.

In neuerer Zeit hat man auch besondere Dampfhammer errichtet, bei welchen die Schmiedestücke zwischen zwei sich gegenüberliegenden bearbeitet werden, und gegenwärtig wird in Creusot eine besondere Siemensmaschine gebaut, welche gewaltige Schmiedestücke bearbeitet und die Schlagkraft eines Dampfhammers von 1200 Centner Bärgewicht und 5 m Fallhöhe entwickelt soll.

Der Dampfhammer, der moderne Gyllop, bildet namentlich auf eine ruhmvollere fünfzigjährige Thätigkeit zurück, oder der Fortschritt auf dem Gebiete der Industrie nimmt kein Ende, schon ist an seiner Seite ein neuer Schmiedestück erfinden, der elektrische Strom, der in den Werkstätten des Balkans in kürzester Zeit eine wahre Revolution hervorgerufen wird.

Ulm in großer Gefahr.

Am 11. Juni 1831 meldete eine Briefmarke, die im Posthause zum Deutschen Haus zu Ulm diente, einigen Bürgern, daß sie etwas auf dem Herzen habe und in ihrem Gewissen nicht ruhig werden könne, bis sie sich Luft gemacht. Es lagen nämlich im Deutschen Haus 700 Centner Pulver verborgen, man solle nun unverzüglich suchen, da werde man sie finden. Man wolle am nächsten Sonntag während der Predigt dann die ganze Stadt in die Luft sprengen, und zu diesem Zweck sei bereits eine „alte Beutel“ dazu bestellt, welches Werk zu vollbringen. Die Mittheilung wurde sofort dem Rathe angezeigt, und dieser schickte Leuten in das „Deutsche Haus“, die einen unter der Erde bis zum Pulverthurm untergeordneten Gang entdeckten, auch das Pulver fanden. Sofort räumte man aus dem Thurm die vielen Centner Pulver, die daselbst lagen, weg. Acht Personen, darunter vier Weiber, wurden als verdächtig dieses schrecklichen Verbrechens gefänglich eingezogen. Das ganze Untertaken ging von dem „Kaiserthum“ aus, welche die Stadt bei der natürlich entzündeten Verwüstung überzupeln wollten und sich schon in der Nähe befinden mußten. — So rüttelte ein Ulmer ein ganze Stadt mit all ihren Bewohnern vor sicherem Untergange.

Roberte Entlophen.

Vor fünfzig Jahren war es — schon führte der Dampf die Menschen über Hüder und Meer, schon trieb er zahllose Maschinen, welche